

Micaela Grohé

Lehrer brauchen Unterrichtsforschung

Eine Entgegnung auf den Artikel von Anne Niessen im AfS-Magazin 30

Eine gute Theorie ist vor allem praktisch, wenn man etwas beurteilen will, und sei es das eigene Lehrerverhalten. Meist wird dieses aber von anderen beurteilt, und zwar ohne Berücksichtigung des Lehrerverhaltens dieses Beurteilers. So profitieren von den Theorien eher die Ausbilder als die Lehranwärter oder die Lehrer.

Eine gute Theorie ist auch von Nutzen, um ein Ziel zu definieren, z. B. freitags in der 7. Stunde mit einer 8. Klasse zu arbeiten, ohne zu schreien. Aber für den Weg zu diesem Ziel sind Theorien etwa so gangbar wie ein Seil: als Richtschnur geeignet, aber man kann nicht einfach darauf laufen. Das zeigt meiner Meinung nach das Beispiel von den Schülern, die an der Musik herummeckern, die ihr Lehrer auswählt: Auch wenn der durch die Ablehnung der von ihm gewählten Musik gestresste Musiklehrer annehmen darf, dass die Ablehnung gewissermaßen natürlich oder sogar notwendig ist (Pubertät, Identität) und dass er sie deshalb nicht persönlich nehmen sollte (das sollte er sowieso nicht) – ist damit sein Problem mitnichten gelöst. Gelassen die Ablehnung ertragen und verstehen ist noch kein Unterrichtskonzept. Ablehnung fruchtbar machen – so Niessens Vorschlag, heißt wahrscheinlich: Begründungen einfordern und so ins Gespräch über die Musik kommen. Das ist zwar sinnvoll, aber als „praktische Theorie“ kaum ausreichend, wenn die Ablehnung seitens der Schüler bestehen bleibt.

Optimierung des eigenen Lehrerverhaltens

Um Wissenschaft für den Musikunterricht nutzbar zu machen (was ja auch im Interesse der Wissenschaft sein könnte), wünsche ich mir „gesichertes Wissen“, Forschungsergebnisse, die ein großes Manko des Systems Schule ausgleichen könnten, nämlich das Schmoren im eigenen Saft. Obwohl es sinnvoll ist, an einer bestimmten Schule in einer bestimmten Gegend an einer bestimmten Schülerschaft das eigene Lehrerverhalten auszurichten und zu optimieren, erhöht diese Beschränkung doch die Gefahr, viele Handlungsoptionen ungenutzt zu lassen. Ergebnisse empirischer Untersuchungen könnten den Blick weiten und Anregungen für die individuelle Weiterentwicklung geben.

Eine (neue) Theorie hingegen stieße aller Wahrscheinlichkeit nach auf weniger Interesse und hätte kaum Einfluss auf den Unterrichtsalltag. Auf das Beispiel oben bezogen: Musiklehrer brauchen weniger eine Antwort auf die Frage „Warum lehnen meine Schüler die Musik ab, die ich auswähle?“ als vielmehr eine Antwort auf die Frage „Unter welchen Umständen setzen sich Schüler mit ihnen fremder Musik auseinander?“ (Die Antwort ist schon angedeutet: wenn die Schüler sich nicht in Gefahr sehen, von andern mit dieser Musik identifiziert zu werden.)

Einige für den Musikunterricht relevante Fragen könnten sein:

- Welchen Einfluss hat die Sitzordnung auf die Arbeitsatmosphäre?
- Wie beeinflusst der Anteil an Bewegung den Lernzuwachs?
- Welche Gender-Stereotypen werden von Musiklehrern bedient?
- Welches Lehrerverhalten flößt leistungsschwachen Schülern Selbstvertrauen ein?
- Wie wirkt sich die Teilnahme an Musik-AGs auf die Mitarbeit im Musikunterricht aus?
- Welche Gründe führen zur Teilnahme an einer Musik-AG?
- Welches Vorgehen/Verhalten von Musiklehrern regt Schüler an, ein Instrument zu erlernen?
- Wie tragen Musiklehrer zum Selbstbild eines „unmusikalischen“ Schülers bei?
- Woran erinnern sich Menschen 20 bis 30 Jahre nach ihrem Schulabschluss im Bezug auf ihren Musikunterricht?
- Wie empfinden Schüler und Musiklehrer Körperkontakt im Unterricht?
- Welchen Einfluss hat die technische Wiedergabe-Qualität von Musik auf deren Akzeptanz durch die Schüler?
- Unter welchen Umständen glauben Schüler, dass sie im Musikunterricht etwas Sinnvolles lernen?

Beobachtung des Unterricht

Was das Problem des Forschens in Schulen angeht, schlage ich vor, dieje-



nigen einzubeziehen, die immer wieder zu Recht als Spezialisten bezeichnet werden: die Schüler. Konkrete Beobachtungsaufträge können Wunder wirken, und zwar auf beiden Seiten. Hingegen sind nur wenige Schüler in der Lage, (ohne das Beobachten zu üben) qualifizierte Urteile über Unterricht abzugeben.

Auch Lehramtsstudenten könnten die gezielte Beobachtung von Unterricht als Grundlage für Prüfungsarbeiten nutzen. (Eine Praktikantin, die eine Arbeit über Unterrichtsstörungen schrieb, erklärte mir, dass die Störungen in meinem Unterricht mit der Begeisterung zunähmen, die ich für den Unterrichtsgegenstand hege.)

Technisch ist es im Übrigen leicht möglich, Unterricht an jeder beliebigen Schule so zu dokumentieren, dass man ihn mit dem nötigen Zeitaufwand auf

eine bestimmte Frage hin analysieren kann. Die Nähe zu einer Hochschule sollte deshalb keine Rolle spielen.

Theorie als Richtschnur

Guten Unterricht zu definieren bleibt ein lohnendes Unterfangen, das ebenfalls in Theorien mündet, die eine zeitlang als Richtschnur dienen können – so zur Zeit die Idee vom selbständigen Lernen. Das Ergebnis, dass die Unterrichtsmethode wesentlicher für die Motivation der Schüler war als der Unterrichtsgegenstand, verweist meines Erachtens nach auf die fundamentale Bedeutung der Beziehungen, denn letztlich besteht der Unterschied zwischen einem Unterricht, in dem die Schüler selbstständig lernen, und einem lehrerzentrierten Unterricht in der Haltung

des Lehrers zu seinen Schülern. Was guten Unterricht zu jeder Zeit kennzeichnet, benennt Anne Niessen gleich zu Anfang: die Lehrer-Schüler-Beziehung. Für deren Gestaltung erhält der Lehramtsanwärter aber in der Regel kaum oder keine Anleitung, weil diese angeblich nicht möglich ist. Die Lehrerpersönlichkeit hat man oder man lernt es nie. Mit solchem Unsinn aufzuräumen ist es höchste Zeit und diesbezügliche Forschungsergebnisse kämen ganzen Generationen zugute. Dann wäre endlich Schluss mit dem scheinheiligen Gerede der Wasserscheuen vom „Sprung ins kalte Wasser“ (elaborierter: „Praxisschock“). Dann könnte die Theorie als Richtschnur für hilfreiche Analysen und das notwendige praktische Training dienen.